

Die Eistante.

Erzählung von Ilse-Dore Zanner. (Nachdruck verb.)

Jeder in dem Städtchen kannte das alte Fräulein mit den wunderlich altmodischen, grauen Hängeldöckchen und dem eigentümlichen, wippenden Gang. „Die Bachstelze“ wurde sie hie und da wohl genannt, aber regelrecht bekannt und berühmt war sie doch unter dem Namen „Die Eistante“.

Man konnte nämlich, sobald die Eisbahn auf dem See eröffnet war, sozusagen „kommen, wann man nur wollte“, immer ging das kleine, zierliche Persönchen mit dem blassen, fremdblichen Gesicht, das an ein verblichenes Daguerrotyp erinnerte, am Ufer auf und ab, aufmerksam die Schlittschuhläufer beobachtend. Oft stieg sie auch die Treppe zum See hinunter und ging dann kreuz und quer über das Eis mit kleinen, trippelnden, wippenden und doch sicheren Schritten.

Es kamen wenige Fremde in die kleine Stadt; war aber gerade zur Winterszeit ein Besuch oder ein Urlauber da, so hielten sie sicher kopfschüttelnd im Laufen ein und sahen der alten Dame nach.

„Bei der scheint etwas nicht in Ordnung zu sein“, meinten die Einheimischen.

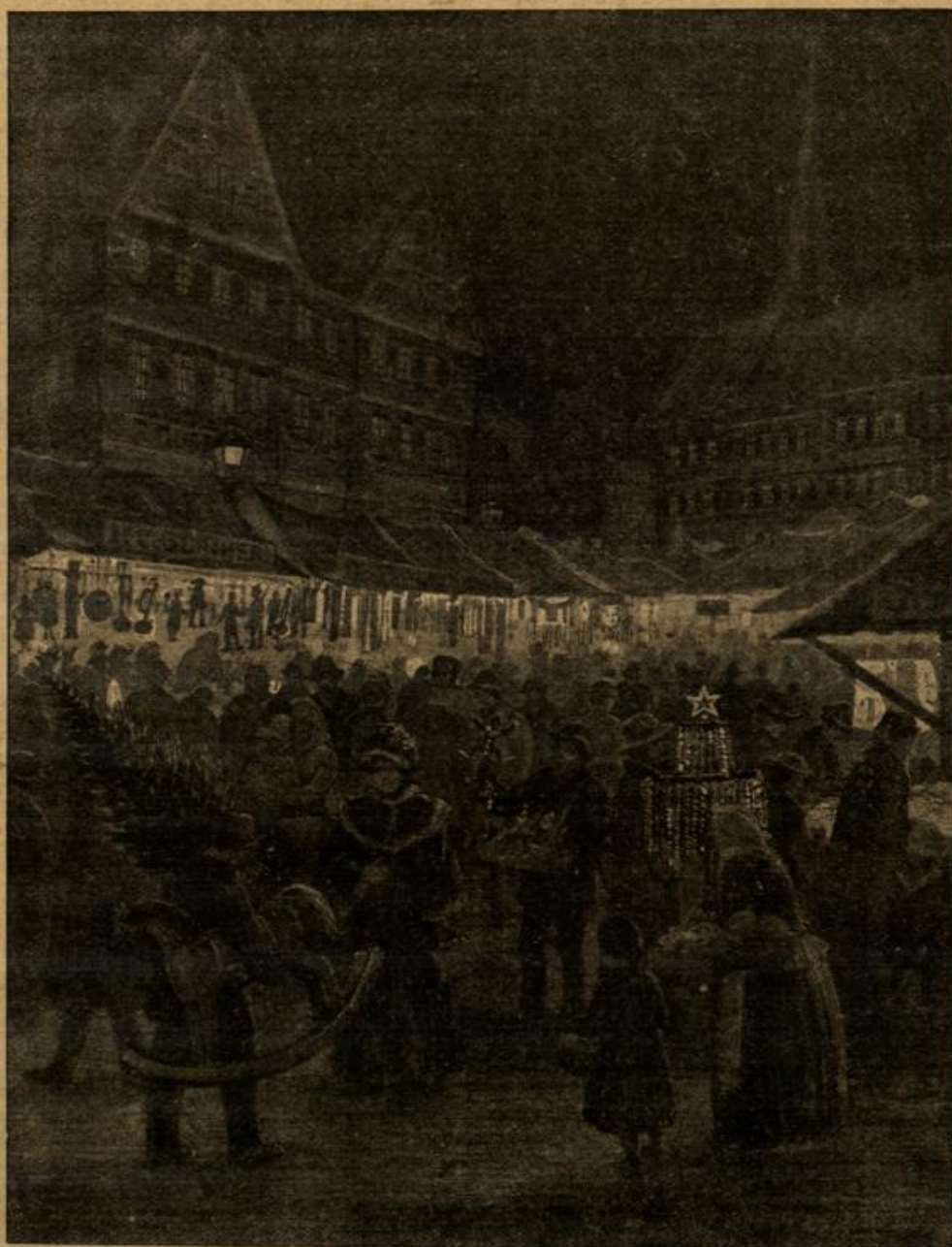
Das bekam auch Ilse Brenner zu hören, als sie ihren Partner, Doktor Hans-Heinz Buchwald, nach ihr fragte.

„Ich kenne sie schon aus meiner Primanerzeit, und komischerweise hat sie immer ein besonderes Auge auf alle angeblichen Liebespaare“, meinte er und wurde dann sehr rot, und seine Verlegenheit teilte sich der Partnerin mit, die aber sofort mit der dem weiblichen Geschlechte in kritischen Augenblicken eigenen Geistesgegenwart auf ein anderes Thema über-
sprang.

Dabei war es doch stadtbekannt, daß Doktor Hans-Heinz Buchwald und die hübsche Ilse Brenner aus Berlin, die seit einigen Wochen bei ihrem Onkel, dem Gymnasialdirektor Brenner, zu Besuch weilte, ein angeheendes Brautpaar waren. Nicht zu der Freude der einheimischen jungen Mädchen, die es gar nicht in der Ordnung fanden, daß die beste Partie des Städtchens sich eine Berlinerin als Frau aussuchen wollte.

Daß die Verlobung aber noch nicht fertig und die Karten noch nicht versandt waren, das war einzig und allein die Schuld des Fräuleins Ilse Brenner, das jetzt mit einem allerliebsten trogigen Gesicht ein paar elegante Bogen um Herrn Doktor Buchwald herum ausführte, der mit zusammengepreßten Lippen, untergeschlagenen Armen und nicht gerade heiterem Gesichtsausdruck die anmutige Mädchengestalt mit seinen Blicken verfolgte.

Er liebte Ilse Brenner von ganzem Herzen, er wußte auch, daß ihr Herz für ihn sprach, und war überzeugt, daß sie ausgezeichnet zueinanderpassen würden, wenn



Auf dem Weihnachtsmarkt. Von H. E. Günther.

er sie, die einzige, verwöhnte Tochter reicher Eltern, erst ganz für sich allein haben würde. Und er war entschlossen, heute eine Entscheidung herbeizuführen. Er war nicht der Mann, sich durch Mädchenlaunen quälen und hinziehen zu lassen.

Mit ein paar großen Bogen war er neben ihr und streckte ihr seine Hand hin: „Wir wollen etwas weiter hinaufgehen, das Eis ist dort nicht so abgenutzt.“

Sie waren beide gleich gute Läufer. Leicht und gleichmäßig sich wiegend, glitten die zwei großen, schlanken Gestalten über die weite Fläche des Sees, dorthin, wo es fast menschenleer war, und nur einzelne Läufer sich allein in allen möglichen Kreisen und Bogen übten. In eine der kleinen Ausbuchtungen zwischen verschneiten Tannen führte Buchwald sie, so daß sie von neugierigen Augen nicht beobachtet werden konnten.

Da hielt Doktor Buchwald mit einem Rud inne, aber Ilse's Hand behielt er in der seinen: „Fräulein Ilse, Sie haben so oft und so energisch bei den verschiedensten Gelegenheiten erklärt, daß Sie sich nie entschließen könnten, für immer in einer kleinen Stadt, insbesondere hier in Banská, zu leben, und daß Sie geschworen hätten“ — hier lächelte er etwas ironisch — „nur einen Mann zu heiraten, der mit Ihnen in Berlin wohnen würde, so daß ich bisher noch nicht wagte, die Frage an Sie zu richten, die über mein Glück entscheiden soll. Und doch beendet den ganzen Streit über den vorerwähnten Punkt ein einfaches Ja oder Nein. Haben Sie mich lieb, Ilse?“

Ilse Brenner wurde dunkelrot, und ihre Augen, die sie zuerst voll zu dem Doktor aufgeschlagen hatte, irrten unsicher ab. „Ich verstehe nicht, was das damit —“ stammelte sie verwirrt.

„Wirklich nicht, Ilse?“ fragte Buchwald in innigem Ton. „Daß ich Sie liebe, von ganzem Herzen liebe, wissen Sie; wenn Ihre Liebe gleich fest und tief ist, dann wird es Ihnen auch nicht schwer fallen, für immer hier mit mir in meiner Heimat zu bleiben.“

„Mit demselben Rechte“ — und ihre braunen Augen blitzten ihm dabei zornig an — „könnte ich sagen: Wenn Sie mich wirklich lieben, so wird es Ihnen kein Opfer sein, diesem Neste den Rücken zu kehren und nach Berlin zu kommen, das Ihnen in jeder Beziehung mehr bieten würde.“

„Sie vergessen, daß es von alters her Sitte ist, daß der Mann den Herd baut, an den ihm die Frau folgt, nicht umgekehrt.“

Sie zuckte ungeduldig die Achseln: „Das ist mir ganz gleich! Was früher Sitte war, paßt nicht immer auf moderne Verhältnisse.“

„Verstehen Sie unter ‚modernen Verhältnissen‘, daß der Mann um der Laune einer Frau willen seinen Beruf, der ihm Freude und Zufriedenheit und sicheres Brot gibt, aufgeben soll, um — unter Umständen als Nichtstuer von ihrem Gelde zu leben?“ fragte er eifrig.

„Soviel ich weiß, kann man gerade den ärztlichen Beruf überall ausüben, und Berlin dürfte doch weit mehr Fortbildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten bieten als Banská“, antwortete sie spitzig. „Im allgemeinen pflegt es auch nicht als Schande betrachtet zu werden, wenn eine Frau vermögend genug ist, um ihrem Mann den Erwerbskampf erleichtern zu können.“

Er wurde dunkelrot: „Nein, eine Schande ist es nur, wenn ein Mann so wenig Charakter besitzt, daß er ein Tätigkeitsfeld, das er sich in Jahren harter Arbeit und heißen Strebens bebaut hat, aufgibt, um — den unvernünftigen Wunsch einer Frau zu erfüllen, die nicht zu ahnen scheint, was sie eigentlich verlangt. Es wäre anders, wenn ich ein junger Anfänger wäre, der erst irgendwo festen Fuß fassen muß. Ich bin stolz darauf, aus eigener Kraft etwas geworden zu sein, gerade hier in meiner Vaterstadt mir Ansehen und Vertrauen erworben zu haben. Ich darf wohl von einer Frau, die mich liebt, erwarten, daß sie gern mein Leben, wie ich es mir aufgebaut habe, mit mir teilen wird. Ilse, sehen Sie denn wirklich nicht ein, daß ich kein Mann, sondern ein Schwächling wäre, wollte ich davon abgehen“, fragte er bittend, ihre Hand noch einmal mit innigem Druck in seine beiden nehmend.

Hestig machte sie sich los: „Ich sehe ein, daß Sie nur an sich denken, daß Sie meinen, die Frau soll alles aufgeben und Sie gar nichts. Ich glaube nicht an Ihre Liebe.“

Damit drehte sie sich um und fuhr in großem Bogen, ohne sich noch einmal umzusehen, dem Ufer zu.

Es folgten böse Tage für Ilse Brenner. Sie hatte sich geirrt, wenn sie meinte, sie würde gleich am nächsten Tage einen Brief mit Bitten und Beschwörungen von Doktor Buchwald erhalten. Er ließ nichts von sich hören; auf dem kleinen Tanzfest, das Bürgermeisters bald darauf gaben, fehlte er, und als Ilse sich nach langen Kämpfen mit ihrem Eigensinn entschloß, zur gewohnten Stunde auf die Eisbahn zu gehen, war er nicht da.

Da überkam sie eine heiße Angst: Sollte nun wirklich alles zu Ende sein? Würde er nie mehr versuchen, sich ihr zu nähern,

und würde sie schließlich nach Hause reisen müssen, mit der Aussicht, für immer von ihm getrennt zu sein? Ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, und sie weinte des Nachts in ihre Kissen, am Tage aber gab sie sich Mühe, lustiger und ausgelassener zu sein denn je.

Durch das Städtchen aber ging bereits ein Zischeln und Tuscheln. Jene, welche es nicht besonders gut mit dem Doktor meinten, sagten: „Der Goldfisch scheint doch nicht angebissen zu haben“, und andere, die Ilse Brenner die gute Partie nicht gönnten: „Ja, ja, der gute Doktor hat eingesehen, daß an dem Mädel doch nicht viel dran ist.“

Zu Ilse's Verzweiflung trat auch noch Tauwetter ein, und damit schwand ihre Hoffnung, den Doktor doch noch einmal ungehört zu sprechen.

Endlich aber, drei Tage bevor sie abreisen sollte, gab es wieder Frost, und trotz des Kopfschüttelns der Tante, die da meinte, daß nach einer einzigen Frostnacht die Eisbahn noch nicht wieder eröffnet sei, ging Ilse, mit den Schlittschuhen am Arm, zum See hinunter.

Außer ein paar halbwüchsigen Jungen war kein Mensch auf der Bahn, und das Eis sah auch nicht sehr vertrauenerweckend aus. Der alte Anschnallmann mahnte: „Na, Fräuleinchen, aber hübsch hier vorn bleiben, hinten ist's noch nicht sicher!“

Das war auch sowieso Ilse's Absicht, denn falls das Herz des Doktors Buchwald ihn doch hierher treiben sollte, so wollte sie ihm sofort sichtbar sein.

Was sie allerdings mit ihm sprechen würde, war ihr selbst nicht recht klar, denn sie dachte nicht daran, daß sie etwa die Nachgebende sein könnte. Sie, die vielumworbene reiche Ilse Brenner war es, die Opfer verlangen konnte, und mit dumpfem Trotz und Zorn dachte sie an den eigensinnigen, hochmütigen Mann, der sie beugen wollte, und schalt sich selbst töricht, daß ihr Herz nun gerade um diesen Mann sich härmte und grämen mußte.

Sie hartete vergeblich; Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, und die wohlbekannte, schlankte Männergestalt ließ sich nicht blicken; nur vereinzelte Läufer hielten um der Mühe wert, sich auf dem schlechten, unter der Mittagssonne wieder ganz weich gewordenen Eis zu versuchen.

Ilse hätte am liebsten laut geweint vor Zorn und Enttäuschung, und ganz in ihre schmerzlichen Gedanken versunken, achtete sie nicht auf das leise knisternde und knackende Eis und fuhr in weiten Bogen jener Stelle zu, wo die verhängnisvolle Unterredung zwischen ihr und Doktor Buchwald stattgefunden hatte.

Da — ein scharfer, heller, gläserner Knack, ein tödlich erschrecktes Stutzen der schlanken Mädchengestalt, und dann ein schriller, kurzer Schrei des Entsetzens, als Ilse Brenner spürte, daß das Eis unter ihrem rechten Fuß nachgab, und er hinabsank in die eisige Tiefe. Mit raschem Instinkt, den die Todesangst ihr eingab, warf sie den Oberkörper nach hinten hinüber, während ihre linke Hand sich bemühte, das kurze Gestrüpp des Ufers zu fassen. Noch hatte sie nicht um Hilfe gerufen, es war, als habe der Schreck ihre Stimme gelähmt, und wie eisige, furchtbare Todeslähmung stieg es auch an ihrem Körper in die Höhe und drohte, sie ganz zu umfassen.

Jetzt wurde ein leichter, gleitender Schritt dicht über ihr am Ufer hörbar, und plötzlich streckte sich von dort die gebogene Krüde eines Schirmes ihr entgegen, und eine Frauenstimme sagte: „Fassen Sie an, ich helfe Ihnen heraus.“

Mechanisch gehorchte Ilse, und mit dem Augenblick, da ihre Hand einen Halt gefunden, kam ihre ganze Willenskraft zurück, und die Bahne auseinanderbeißend, suchte sie mit allen Kräften, sich auf dem hinter ihr festgebliebenen Eise dem Ufer zuzuschieben, und kräftig zog und half unter leisem Keuchen die ihr hinter dem Gestrüpp, gegen das sie sich wohl stemmte, noch halb verborgen bleibende Frauengestalt.

Nun war sie aus dem eisigen Wasser befreit und lag dicht am Rande des Sees; ihre Ketterin schlang beide Arme um Ilse's Schultern: „So, nun versuchen Sie, aufzustehen.“

„Ich kann nicht, meine Beine sind wie abgestorben“, stöhnte Ilse. Sofort kniete die Helferin neben ihr, und mit den nassen, eisigen Kleidern rieb und knetete sie die Verunglückte, daß das gestockte Blut wieder anfang, lebenbringend durch die Glieder zu strömen, und dabei konnte sie erst richtig sehen: „Ach, Sie, die Eis —“, stotterte sie.

„Sprechen Sie nur ruhig aus, die Eisbante. Ich weiß wohl, daß man mich so nennt, und nehm's nicht übel“, sagte das alte Fräulein ruhig, „in Wirklichkeit bin ich Fräulein Müller, Fräulein Pauline Müller. So, und nun versuchen Sie's nochmal mit dem Aufstehen, es muß jetzt gehen, und ich nehme Sie erst einmal mit zu mir; ich wohne nur wenige Schritte von hier.“

Es war ein merkwürdiger Anblick, wie das große, kräftige Mädchen sich auf die zierliche, um einen Kopf kleinere Gestalt des

alten Fräuleins stützte, aber in dem wohnte mehr Kraft und Energie, als ihr anzusehen war. Sie wankte nicht um Haarsbreite, und ihren Arm fest um Jhes Taille gelegt, schob sie sie vorwärts.

Und wirklich, es ging; die Lähmung in den Beinen wich, und die Zähne, die ihr vor Frost zusammenschlugen, fest aufeinanderbeißend, ging Jhe die wenigen Schritte durch das Gehölz und bog mit ihrer Retterin in eine der schmalen, stillen Gäßchen der „Altstadt“ ein, in die sie noch nie gekommen.

Die wenigen Leute, die sie trafen, schauten ihnen erstaunt nach; aber Jhe merkte davon nichts, sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammennehmen, um sich von dem immer stärker werdenden Frostgefühl, das die nassen, eisigen, sie beim Gehen hindern den Kleider erzeugten, nicht überwältigen zu lassen.

Sie wußte kaum, wie sie die schmale, steile Treppe zur Wohnung des alten Fräuleins in die Höhe gekommen, sie fand sich plötzlich in einem behaglich durchwärmten Zimmer auf dem Sofa. Fräulein Müller löste mit großer Geschicklichkeit die Knöpfe und Bänder ihrer Kleidung, hüllte Jhe fest in eine dicke Dede, warf noch eine zweite darüber, schob ihr ein riesiges, weiches, nach Lavendel duftendes Seidentissen unter den Kopf und verschwand dann, um nach unglaublich kurzer Zeit mit einem großen, dampfenden Glase wiederzukommen. Geschickt, wie eine gelernte Krankenpflegerin, schob sie den Arm unter Jhes Kopf und hielt das würzig duftende Getränk an ihre Lippen: „Glühwein! Sie müssen das ganze Glas austrinken, und so heiß wie möglich, sonst werden Sie krank“, sagte sie energisch.

Gehorsam schluckte Jhe die heiße Flüssigkeit und spürte nach wenigen Augenblicken bereits eine behagliche Wärme ihren Körper durchrinnen, und mit dem Wohlgefühl kam auch ihre Lebendigkeit wieder. Mit einem energischen Ruck setzte sie sich ganz aufrecht und sagte nach beiden Händen ihrer Retterin. „Ich danke Ihnen tausend-, tausendmal, Fräulein Müller, ohne Sie wäre ich ertrunken“, sagte sie warm.

Das alte Fräulein schüttelte abwehrend den Kopf: „I wo denn, wann hätte Sie ein anderer gerettet, aber so hat Ihr Einbruch wenigstens kein besonderes Aufsehen gemacht, und das ist auch etwas wert, und für mich ist's eine große Freude, daß gerade ich Ihnen helfen durfte.“

Aber Jhe ließ sich nicht so schnell abspeisen, und die Gistante mußte noch einen Dankesgruß über sich ergehen lassen, aber dann drückte sie das junge Mädchen sanft in die Kissen zurück: „Nun liegen Sie mal erst eine Weile ganz still und wärmen sich durch; ich werde Ihnen jetzt noch ein Glas Wein bringen und dann müssen Sie ein paar Zeilen an Ihre Verwandten schreiben, damit sie Ihnen trodene Kleider schicken. Meine Aufmerksamkeit wird gleich kommen, die kann den Brief mitnehmen.“

Sie brachte mit diesen Worten Jhe Brenner erst wieder ganz in die Wirklichkeit zurück. Was würden Onkel und Tante sagen, und wie würden sie sich noch nachträglich ängstigen! Und wenn Doktor Buchwald je von ihrem Einbruch erfähre?!

Sie wurde dunkeltrot, und es überlief sie siedendheiß — ob er wohl spotten und über sie lächeln würde? Selbstverständlich würde er sich einbilden, daß sie feinetwegen Schlittschuh gelaufen sei, und er hatte ja recht — und plötzlich legte Jhe den Kopf auf die Seite und brach in fassungsloses Schluchzen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte.

Das alte Fräulein ließ ihren jungen Gast erst eine ganze Weile sich ausweinen, dann begann sie sachte mit ihrem feinen Batisttuchlein die Tränen von dem jungen Gesicht zu trocknen und dazwischen die kleine, braune Hand zu streicheln, die auf der Dede lag.

Als das Weinen etwas nachließ, sagte Fräulein Müller leise und zärtlich: „Das ist kein Wunder, daß Ihre Nerven nachgeben, Kindchen, da kommt wohl außer dem Schreck noch so allerlei zusammen — ich kenne das. Weinen Sie sich nur ruhig aus, ich schreibe schon selbst ein paar Worte an die Ihrigen.“

Das alte Fräulein ging aus dem Zimmer, und als es nach einer Weile wieder hereinkam, fand es das junge Mädchen aufrecht auf dem Sofa und mit großen, verweinten Augen im Zimmer umhersehend.

„Es ist merkwürdig, es ist mir, als kenne ich Sie schon lange, und das ganze Zimmer kommt mir so vertraut vor“, sagte Jhe träumerisch.

„Wahrscheinlich haben Sie schon bei Ihrer Großmutter oder einer alten Tante ein ähnliches Zimmer gesehen“, erwiderte Fräulein Müller lächelnd und setzte sich neben sie. „Mein Zimmer ist altmodisch wie ich und paßt zu mir“, und sie ließ ihre Blicke fast zärtlich über die eingerahmten Silhouetten und verblästen Photographien an den Wänden, über die altmodischen Mahagonistühle und die schöne Wiedermeiertonne mit bronzenen Beschlägen und Griffen gleiten. „Ich weiß, daß man mich für sonderbar hält, weil ich mich von der Eisbahn nicht trennen

kann, und immer gern die jungen Paare beobachte, aber wie ich so geworden bin, danach fragt kein Mensch“ — ganz leise sagte sie dies — „wollen Sie meine Geschichte hören?“

Und als Jhe nickte und bittend nach ihrer Hand faßte, fuhr sie fort: „Vor fünfzig Jahren etwa spielte ich eine Rolle hier in Bansberg. Mein Vater war der Bürgermeister, und ich galt für hübsch und eine gute Partie. Ich war als einziges Kind verwöhnt von klein an: von meinen Eltern, von einem halben Duzend alter Tanten, von allen möglichen guten Bekannten — kein Wunder vielleicht, daß ich eingebildet und eigenwillig war und mich mehr dünnte als andere. Ich gab den guten Leuten unserer damals noch kleineren Stadt viel Stoff zum Reden, aber das kümmerte mich wenig, und ins Gesicht waren sie auch alle freundlich zu mir — mein Vater war ja das Oberhaupt der Stadt. Mit fünfzehn Jahren wurde ich konfirmiert, und ein halbes Jahr darauf ging ich in die Tanzstunde und war dort die Gefeiertste unter den vierzehn- bis sechzehnjährigen Mädels und den nicht viel älteren Jüngens. Besonderen Reiz aber erreichte es, daß der einzige wirkliche ‚Herr‘ des Kreises mich vor allen anderen auszeichnete. Das war Ernst Wolter“ — die Stimme des alten Fräuleins zitterte leicht, als sie den Namen aussprach.

„Er war des Sohn des damaligen Gymnasialdirektors und schon Student. Er kam auch nur im Anfang in unseren Unterricht, solange die Universitätsferien dauerten, aber zu Weihnachten war er wieder da, und wir waren unzertrennlich auf dem Eise und beim Tanze. Selbstverständlich wurde viel über mein ‚unpassendes Benehmen‘ geredet, aber das genierte mich nicht, und mein Vater lachte dazu und hielt alles für Kinderei. Außerdem war aber Ernsts Vater sein Freund, und er hätte eine spätere Verbindung zwischen uns nicht ungern gesehen. Zu unserem Tanzstundenball im Februar kam Ernst eigens herüber und brachte mir einen großen Strauß hellroter Rosen mit, die genau zur Farbe meines rosa Tarlatanleides paßten. Das war etwas ganz Besonderes für Bansberg: Rosen im Winter, und noch dazu für ein so junges Mädchen, und des Redens war kein Ende. Auf diesem Ball verlobten wir uns heimlich — ich war kaum sechzehn Jahre alt, Ernst einundzwanzig —, und ich bildete mir ein, ihn von ganzem Herzen zu lieben. Erst nach Jahren lernte ich, daß das damals noch nicht die richtige Liebe gewesen, daß ich in meinem leichtfertigen, selbstthätigen Herzen gar nicht fähig war, sie zu empfinden. Ernst hingegen liebte mich in seiner stillen, treuen, festen Art, die so ganz verschieden war von meinem flatterhaften Wesen. Aber so ist's ja oft, daß die Gegensätze sich anziehen; gerade mein übersprudelnd-heiteres Temperament, meine Unberechenbarkeit und Leichtgläubigkeit hatten es ihm angetan. Jede Ferien kam er nach Haus, trotzdem sein Vater ihn andere Reisen machen lassen wollte, und dann gab's eine herrliche Zeit für mich, eine Zeit der heimlichen Spaziergänge und Küsse und der ausgesprochenen Courtmacherei, wenn wir vor den Augen anderer zusammen waren. Offentlich wollten wir uns erst verloben, sobald Ernst sein Examen bestanden, denn er wußte, daß sein Vater eine Studentenwerbung nie gebilligt haben würde. Und warum auch unser Glück überall auszuposaunen? Wir entbehrten ja nichts, im Gegenteil, diese Heimlichkeit war doppelt süß, und ich hatte außerdem noch den Vorteil davon, daß ich meine Jugend genießen konnte; denn darunter verstand ich, daß ich mir, wenn Ernst nicht da war, ungeniert von anderen Herren den Hof machen ließ. Ernst hingegen besuchte, wie ich wohl wußte, überhaupt keine Festlichkeiten ohne mich und tanzte nie mit einer anderen Dame: es war gerade umgekehrt, als es sonst meist bei Brautpaaren zu sein pflegt. Und dann kamen jene Weihnachtsferien vor nunmehr einem halben Jahrhundert, die so ganz besonders schönes Frostwetter mit herrlicher Eisbahn brachten und so ganz besonders viel Festlichkeiten in der ersten Gesellschaft Bansbergs. Ernst war ebenfalls gekommen, trotzdem er jetzt dicht vor dem Examen stand, aber zum erstenmal verdross es mich, daß er als selbstverständlich annahm, daß ich alle großen Tänze mit ihm tanzte; denn da waren unter den Weihnachtsgästen ein paar schmude Leutnants, die mich hofierten und mit denen zu tanzen mich ganz besonders schön dünkte — aus Eitelkeit, und weil die anderen jungen Mädchen sich ärgerten. Und ich setzte meinen Willen durch, und Ernst bekam auf dem großen Kasino-Weihnachtsball nicht eine Quadrille, und nach einigem Zögern und etwas Herzklopfen, das mir mein schlechtes Gewissen verursachte, gewährte ich dem hübschen Jägerleutnant von Schmieden auch den Notillon. Ernst stand still und verdrossen in einer Ecke, während ich mit glühenden Wangen und trotzigem Herzen an ihm vorbeitanzte und ihn mit scheuen Blicken streifte. Am nächsten Tage auf der Eisbahn hatten wir unsern ersten und letzten wirklichen Streit. Ernst verlangte mit aller Festigkeit, daß ich mich mit anderen kofettieren solle — wie er's mit Recht nannte —, und ich war empört über seine ‚Eifersucht‘, über seine ‚Bedan-

terie' und Engherzigkeit'. Zum erstenmal trennten wir uns im Zorn, das heißt, ich ließ Ernst mit dem letzten Trumpf: „Ich lasse mir meine Jugend nicht verbittern, ich werde mir's noch sehr überlegen, ob ich dich heirate!“ einfach stehen, schnallte mir selbst die Schlittschuhe an und ging darauf nach Hause. Ich sah noch voller Empörung, daß er gar nicht daran dachte, mir zu folgen, sondern Hand in Hand mit meiner Freundin Lotte Baumann in graziösen Bogen über den See fuhr. Ich habe beide niemals wiedergesehen. Am Nachmittag desselben Tages brachte man uns die Schreckensbotschaft ins Haus, daß Herr Wolter und Fräulein Baumann auf dem See eingebrochen und ertrunken seien. Ich sank ohnmächtig zu Boden, und als man mich nach Stunden wieder zur Besinnung brachte, schlug ich um mich und erkannte niemand. Wochenlang habe ich dann an einem hitzigen Nervenfieber gelegen, und die Ärzte dachten kaum, daß sie mich durchbringen würden. — Langsam nur erholte ich mich, und die Leute sagten, es sei seitdem nicht mehr ganz mit mir wie es sein muß. Vielleicht hatten sie recht. Ich weiß nur, daß ich nichts anderes denken konnte, als daß ich schuld sei an Ernsts Tode, daß er nie und nimmer so unvorsichtig gewesen wäre, so weit zu laufen auf der unsicheren Bahn, wenn ihm nicht der Zorn über mich jede Überlegung genommen. Und wie mit magischer Gewalt trieb's mich immer wieder und wieder zu jener Stelle, an der er verunglückt — sie



Kommodore Michelsen. (Mit Text.)

ist nicht gar zu weit mehr von jener, welche heute Ihr Verhängnis wurde, Kindchen. Und wenn ich mir dann ausmalte, wie ihn die eilige Tiefe verschlungen, wie er vielleicht in Todesnot meinen Namen gerufen, — dann, ja dann glaubte ich selber, daß ich den Verstand verlore! — An Lotte Baumann dachte ich kaum, und wenn, dann war's mit einem Gefühl des Reides, daß ich nicht an ihrer Stelle hatte sein können. Mit Ernst Wolter war la meine Jugend

beobachten, und die ihnen am liebsten alle ihre kleine, traurige Geschichte erzählen und sie warnen möchte vor Streit und Trost und Mißverstehen. Und daß ich Ihnen heute helfen konnte, Sie vielleicht vor dem Tod bewahrte, ich, die ich nach meiner eigenen festen Überzeugung schuld am Tode eines Menschen bin, dafür kann ich dem Schicksal gar nicht genug danken“, schloß das alte Fräulein, und langsam tropften ein paar Tränen aus ihren Augen und fielen auf Ilse's Hand, die sie noch in der ihren hielt.

„Mein liebes, armes Fräulein Müller“, flüsterte Ilse und drückte ihren Kopf an die Schulter ihrer Mutter.

„Und wie ist's mit Ihnen, Kindchen? Ich sah Sie doch stets mit dem netten Doktor Buchwald zusammen, und jetzt nie mehr. Wollen Sie mir denn nicht Ihr Herz ausschütten?“ bat die alte Dame fast schüchtern.

Und Ilse Brenner erzählte von ihrem

Kämpfen, und ihre neue Freundin schüttelte ernst und erstaunt den Kopf: „Dann lieben Sie den Doktor Buchwald nicht richtig. Kind. Denn mit dem Manne, den man liebt, geht man doch zu den Totoluden, und nun gar erst in ein behagliches Heim, wie er's sicher hier für seine Frau bereiten wird.“

„Jetzt, wo alles aus ist zwischen uns, weiß ich ja erst, daß ich auch überall mit ihm hingehen würde, wo er nur will“, schluchzte Ilse verzweifelt. „Jetzt aber glaubt er gewiß, ich liebe ihn nicht, und wird nie mehr etwas von mir wissen wollen.“

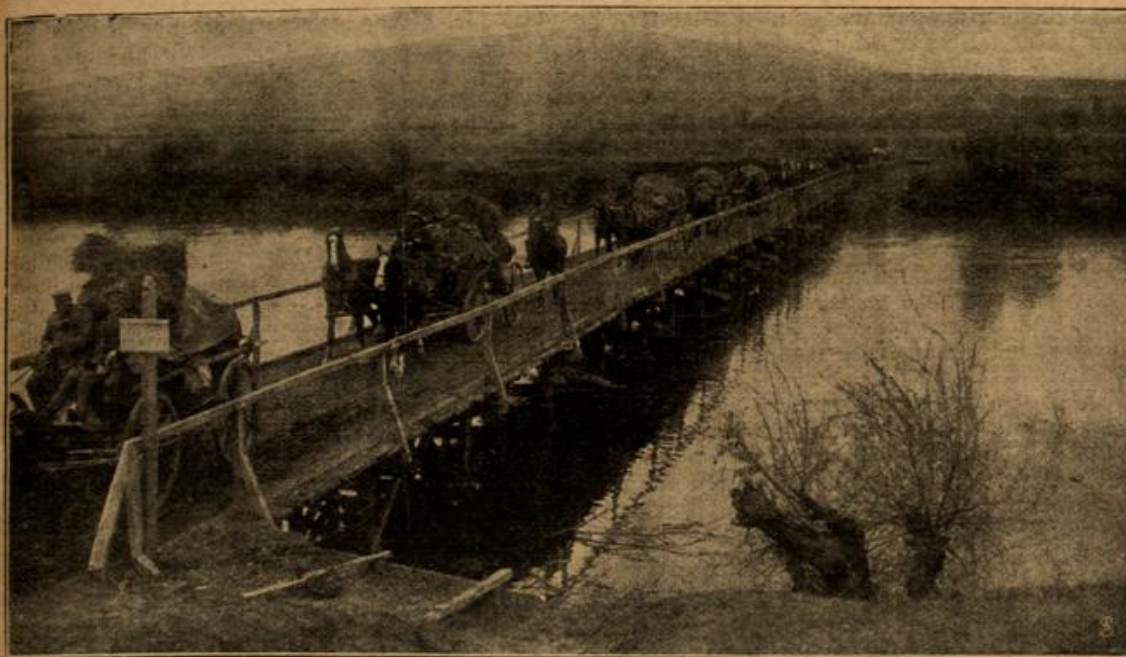
Verunsichert frick nun Fräulein Müller über die tränennasse, rosige Wange, und dabei lächelte sie fein und ein wenig schelmisch, aber das konnte Ilse nicht sehen, da sie den Kopf gesenkt hielt: „Können Sie Ihre Abreise nicht noch ein wenig aufschieben? Wer weiß, was sich dann noch alles ereignet?“ fragte sie darauf.



Zwischen Auer und Zomme.

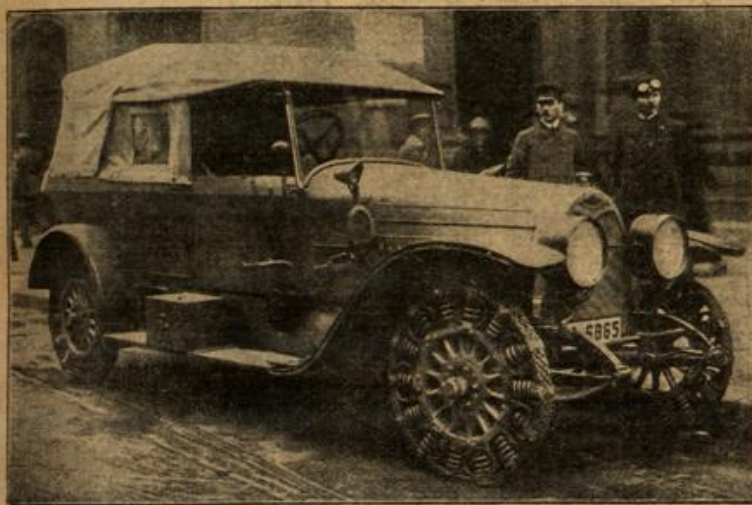
Die 750 Meter lange Donau-Brücke bei Cernavoda.

die von den Rutenen auf ihrem Rückzug gesprengt wurde. Phot. Kreuzer.



Train der Verbündeten beim Übergang über den Alt (Rumänien).

Da richtete ihr junger Gast sich mit einem Rud in die Höhe und faßte ihre Hände mit fast schmerzhaft festem Drud. „Sie



Gummi-Ersparnis im Weltkrieg. (Mit Text.)

wollen ihm doch nicht etwa schreiben? Versprechen Sie mir, daß Sie das nie, nie tun?“ bat sie ganz entsezt.

„Nein, nein, Herzchen, ängstigen Sie sich nur nicht“, be-

stiegen die Frau Gymnasialdirektor Brenner und ihr Mädchen, bepackt mit Garderobe für die Richte, auf der Schwelle des Zimmers, und es gab eine aufgeregte und gerührte Szene.

Ihre Brenner wurde nicht viel gefragt, ob sie noch länger in Banská bleiben wollte oder nicht, sie bekam trotz Frau-lein Müllers Glühwein eine starke Erkältung und mußte mehrere



Kapitänleutnant Claus Hansen.
(Mit Text.)

schwichtigte die alte Dame sie und stand auf; denn draußen hatte es geflingelt, und dann er-



Französischer Transportwagen für schwere Geschosse.
Das Verladen der Geschosse.



Generalmajor Groener

wurde zum Leiter des neugegründeten Kriegsausschusses ernannt.



Ein von feldgrauen Baulünstlern errichtetes Lager einer Feldstiegerabteilung auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Fot. R. Spelling.

Tage zu Bett liegen. Frau Direktor Brenner wollte ihren Hausarzt Doktor Buchwald holen lassen, aber weil ihre Nichte entschieden erklärte, sie würde dann aus dem Fenster springen, schickte sie zu dem alten Doktor Meier.

In Bamsberg wußte man aber jetzt ganz genau, daß zwischen Ilse Brenner und Doktor Buchwald nun alles und für immer vorbei sei.

Für die Patientin, die ihm in Ilse entgangen war, bekam Doktor Buchwald eine neue: Fräulein Pauline Müller litt plötzlich an starkem Rheumatismus und konsultierte ihn.

Daß sie ihm dabei erzählte, daß sie sich wahrscheinlich bei der Rettung einer im Eis Eingebrochenen erkältet habe, war natürlich und eigentlich sogar Pflicht dem Arzte gegenüber. Und daß sich daran noch ein Gespräch über die Beringsglücke schloß, war auch erklärlich.

Als Ilse Brenner nach einigen Tagen ihre alte Freundin und Ketterin besuchte, öffnete diese ihr mit strahlendem Gesicht selbst die Tür. „Gehen Sie nur immer schon in die Stube, mein Herzchen, ich will uns nur gleich den Kaffee hereinholen“, sagte sie, und als Ilse eintrat, da saß in einem der großen Lehnstühle — Doktor Hans-Heinz Buchwald.

Sprachlos vor Schreck, als erblicke sie ein Gespenst, blieb das junge Mädchen stehen, während der Doktor aufsprang und Fräulein Pauline Müller leise die Tür schloß.

Mit dem Kaffee beeilte sie sich nicht sonderlich, aber als sie dann endlich mit Kanne und Kuchenteller hereinkam, fand sie ein glückseliges Brautpaar, das engumschlungen auf dem Sofa saß.

Leben.

Von Paul Blü.

(Nachdruck verboten.)

In einem wunderblauen Herbstmorgen, der in Gottes ganzer Herrlichkeit strahlte, kam es über mich mit Allgewalt.

Hinaus aus der großen Stadt, die die Herzen stumpf macht und durch tausend Land und Flitter die Sinne betäubt — hinaus aufs weite, freie Land, wo Gottes freier Odem uns ins Herz hineinweht, wo die Brust sich weitet und wo man das Bewußtsein der Kraft wiederfindet, ach, nur hinaus!

Müde und abgemattet sitze ich in der Ecke meines Wagens und schaue auf die himmelhohen Mietskasernen, durch die wir dahinsausen, und ein Gefühl der Wehmuth überkommt mich, wenn ich all der Tausende gedenke, die in solchen Steinkolosse ihr Dasein verbringen — wieviel himmelhohe Hoffnungen sind da zu Grabe getragen, wieviel jauchzende Kraft und Eigenart ist da zermürbt und abgeschliffen durch die grausam eingliedernde Macht der Großstadt, wieviel Liebe und Glaube hat sich da in glühenden Haß und Spott gewandelt.

In saufender Eile saucht die Maschine dahin — immer noch die endlosen Fensterreihen, immer dasselbe graue, öde Einerlei. Nun aber ein Friedhof, ein Stüd wehmuthvoller Andacht, ein Memento mori mitten in dieser Steinvüste. Und dann Gärten und Villen, dann wieder freies, freundiges Leben, und jetzt, soweit das Auge schaut, weites, freies Feld.

Weiter und weiter in saufender Eile.

Vorüber jetzt an bunten Dörfern, deren rote Ziegel im hellen Sonnenschein leuchten, vorüber an diden Windmühlen, deren Flügel bedächtig sich drehen, vorüber an stillen Seen, auf denen gelbe und weiße Wasserrosen ihre taufische Pracht so einsam entfalten — weiter und weiter in saufender Hast.

Und endlich das Ziel in Sicht, die Gesilde der Heimat.

Wie ein stilles Glüd kommt es über mich, wie ein kosender Hauch weht es mir um die Schläfen — wie der herzliche Gruß eines lieben alten Freundes klingt es in den Ohren — daheim, endlich wieder daheim!

Der Zug hält. Nun wandere ich langsam hinaus in die Felder, in die Einsamkeit, in die Welt der Erinnerungen.

In strahlender, leuchtender Schönheit prangt der helle, blaue Himmel, so klar und durchsichtig, daß man glaubt, bis in die ferne Unendlichkeit hineinsehen zu können. Und die Sonne scheint so warm, als wäre es Juli und nicht Herbst. Aber die Stoppeln wehen zahllose weiße Fäden, da weben Tausende emsiger Spinnchen an ihren weißen Netzen.

Freude, helle Freude lacht mir ins Herz. Was sieht man nun da in der großen Stadt, tagaus, tagein, jagt nach Glüd und Erfolgen und erntet für jede gesäte Hoffnung immer nur neue Enttäuschungen? War's denn wirklich nicht besser, hier draußen, fern vom rauschenden Treiben, ein still beschauliches Dasein zu fristen? — Aber das Leben, das Leben!

Weiter und weiter geht die Wanderung.

Welch ein Duft aus der frisch gepflügten braunen Scholle herweht! Kraft! Urkraft der Mutter Erde. Wie lange noch, dann wird der Sämann kommen, das weiße Pinnen über der

Schulter, und wird dir, heilige Mutter Erde, von neuem den Samen in deinen Schoß streuen — stille Wünsche wird er dabei hegen, fromme Sprüche wird er murmeln und frohe Hoffnungen werden sein Herz höher schlagen lassen — du aber, in unendlicher Güte, in schier verschwenderischer Gebelame, du wirst die Körner keinen lassen, daß sie wachsen werden und als goldgelbe Frucht hundertfach des Sämanns Taten lohnen.

Glücklicher Landmann, der du auf deiner Scholle Herr bist der König in deinem Reiche.

Und nun, welch ein neuer Duft, würzig und süß, fast betäubend und starr. Vom Heu wird er hergeweht. Der letzte Schnitt des Jahres liegt und trocknet in der warmen Herbstsonne.

Was für Erinnerungen weckt dieser Duft! Damals wanderten wir zwei auch so über die Wiesen; des Schnitters Sense fuß durch hohe Gräser und Blumen, und bei jedem weißen Blumenstern, der hingemäht niederfiel, zuckte es in deinen Augen, und endlich schimmerten die hellen Tränen darin. Und als ich meine Arme um dich legte und dir in heißer Liebe das Raß aus den Augen fortküßte, da erschauerte dein Leib, da wurden deine Hände kalt wie Eis, und mit unendlicher Traurigkeit trug mich dein Blick. Ach, das war wohl eine Ahnung dessen, was dir bevorstand, denn bald, ach so bald mähte der große, unbarmherzige Schnitter auch dich, du mein Liebste, dahin, wir bettetet dich drüben unter dem grünen Rasen. Schlaf wohl!

Weiter und weiter geht der Weg.

Hier ist der stille, große See, versteckt in manushohem Schilf, wo ich, trotz des strengen Verbots, so oft gerudert und stundenlang geangelt, und dort das schwarze Torfmoor, in dem ich einmal beinahe versank und zum Lohn dafür dann vom Großknecht noch eine Tracht Prügel bekam — ach, es war so schön, so jung und so wild zu sein und so in voller Kraft sich austoben zu können.

Drüben leuchtete im hellen Grün die alte Schwedenschanze. Dort spielten wir in phantastischen Aufzügen unsere wilden Indianerkriege, stahlen uns Rüben und Kartoffeln und brieten sie am offenen Feuer, und wenn wir heimkamen, waren die Kleider beschmutzt und zerrissen, und an Schularbeiten hatte natürlich keiner gedacht, und dann gab es wieder Keile, wie oft, ach, wie oft.

Weiter und weiter. Vorüber an hellgelben, hohen Strohminen in denen die braunen Feldmäuse rascheln, vorüber an weiten Kartoffelfeldern, wo viel fleißige Hände die braunen Früchte einsammeln, wo wilde Knaben das braune Kraut unter Jubel und Jauchzen verbrennen, daß der weiße Rauch in dichten Wolken aufsteigt — vorüber an hundert geschäftigen Menschen, die im Schweiß ihres Angesichts sich plagen, aber doch mit frohleuchtenden Augen meinen Morgengruß erwidern — weiter und immer weiter.

Und nun — querselbein, hinüber zum nächsten Dorf, wo unter uralten Linden und Ahorn, die eben in leuchtendem Gell stehen, das alte, graue Kirchlein weltvergeßen träumt von längst verwehten großen Tagen, und wo die dichte, hohe Liguisterheide eine lebende Mauer bildet um den stillen Gottesacker. Welch ein Friede, welch heilige Ruhe. Kein Hauch, kein Laut, nur das Zirpen der Grillen, alles schläft hier den Schlaf der Ewigkeit.

Ach, hier von einer lieben, zarten Hand sanft gestreichelt von einer milden Stimme sacht eingesungen zu werden zu ewigen Ruhe! — O Avalon, du mein Land der seligen Träume.

Und dort der Hügel, der mein Liebste deckt. Da schlummert sie nun unter dichten Efeu den ewigen Schlaf; ein paar trockene Blumen und ein welker Kranz sind der ganze Schmuck.

Ja, die Lebenden da draußen vergeßen schnell.

Am Stein aber ihre Lieblingsverse:

„Der du vom Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach, ich bin des Treibens müde.
Was soll all der Schmerz und Lust.
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.“

Da sinke ich denn hin auf die alte, morsche Bank, schließe die Augen, falte die Hände und bitte, daß ein Wunder geschehen möge. Friede und Ruhe — hier sind sie, hier finde ich sie; was soll noch das Hasten da draußen, was noch das Sorgen um Gold und Ehren! Ein paar Jahre vielleicht, dann kommt der Senfemann und mäht auch dich dahin, und wieder ein paar Jahre, dann wuchert hohes Unkraut auf dem Hügel, der Rost frißt den Namen weg, und es bleibt vielleicht ein bißchen Flittergold oder ein Perlenkranz.

„Ein Wunder!“ betet still mein Herz.

Und da plötzlich — ein feiner Ton, zitternd und fliegend — so drang es zu mir her: Das Glöcklein im alten Turm erklang. Und dann nahte sich ein ernst, trauriger Zug — voran auf hoher Bahre der Sarg, dahinter der Pfarrer und dann die Leidtragenden, summt, traurig, ergeben.

An der offenen Grube macht man halt. Der Geistliche sprach das Gebet, und dann ließ man den Sarg hinab.

Starr, wie gebannt, wie gefesselt, saß ich da und sah hinüber auf die Bestattung; alles Leben in mir schien erstorben, welch entrückt starrte ich hinüber. Da aber, als der Sarg hinabglitt, als die ersten Schollen schaufrig nachsanken, da erwachte ich plötzlich aus meiner Letzhargie — und nun riß es mich fort von dieser Stelle der Ruhe und des Friedens, nun trieb es mich hinaus.

Und draußen warf ich mich ins hohe Heidekraut, und mein Herz jauchzte, meine Seele jubelte, und mit tränenfeuchten Augen schaute ich in den hellen Himmel und in die strahlende Sonne — und alles in mir drängte wieder hin zum Leben — wie von neuem der Welt wiedergegeben, drängte es in meiner Brust voll himmelstürmender Freude, voll glückverheißender Kraft, voll jubelndem Latendrang, und so ward alles Wünschen zum heißen Dankgebet: „Herr Gott, ich danke dir, daß ich lebe!“

Das Wunder war geschehen. —

Die bewußte „letzte Minute“.

Einen Tag vor Weihnachten besuchte ich meine Kusine. Sie ist so aufgeregt, daß mir ordentlich angst wird, und ich merke, daß ich recht ungelassen komme. „Verzeihe, Anna,“ stammelt sie, „du kannst dir nicht denken, was ich noch alles zu tun habe. Die ganze Weihnachtsbäckerei soll noch gemacht werden, noch so und so viele Geschenke habe ich zu besorgen, das Esszimmer ist auch noch nicht fertig, in der Schlafstube müssen noch die Gardinen aufgesteckt werden, die Strümpfe, die ich für meinen Mann stricken will, sind gerade beim zweiten Kappchen, und den Baum muß ich morgen auch noch puzen. Und zum Abend der italienische Salat und die Einkäufe für den ersten Feiertag...“ Mir ist ganz bange geworden, und eins-zwei-drei bin ich natürlich draußen.

Nach vierzehn Tagen komme ich wieder mal zum Besuch. Da sitzen Mann und Frau und die beiden ältesten Söhne zwischen einem Haufen Bücher und rechnen und addieren und schreiben, daß ihnen der Schweiß von der Stirne läuft. „Was ist denn hier los, Kinder?“

Aber Anna, Karl muß bis morgen eine Arbeit fertig haben, sonst hat er die größten Scherereien. Er wollte schon jeden Tag darangehen, aber er ist im Geschäft immer nicht dazugekommen.“

Und nun am letzten Tage... „Eifrig hebt Freund Karl sein erhitztes Gesicht von dem dicken Folianten: „Das verstehst du nicht, liebe Anna. Es kommen immer unvorhergesehene Zwischenfälle, da muß man es eben stets wieder hinausschieben.“

Auch diesmal bin ich wieder schnell draußen. Tiefes Mitleid regt sich in meinem Herzen mit dieser unglückseligen Familie, für die sich alles immer in letzter Stunde zusammenzu-drängen scheint, um sie ihres Lebens nicht froh werden zu lassen.

Trotz meiner trüben Erfahrungen läßt sich meine treue Tanten-seele nicht abschrecken. Eines Abends um acht Uhr mache ich wieder einen kleinen Absteher. Auch heute ist meine Kusine, wie ich sofort merke, nicht in ruhiger und behaglicher Gemütsverfassung.

„Ist wieder eine eilige Arbeit zu machen?“ frage ich ängstlich. Etwas verlegen lächelt Else. „Ja, weißt du, Franz muß zu morgen früh seinen Aufsatz fertig haben. Er ist gerade bei der Reinschrift. Da wollen wir ihn nicht stören. Karl hilft ihm ein wenig. Es tut meinem Manne zu leid, wenn der arme Junge bis spät in die Nacht hinein sich plagen muß. Die Aufsätze in der Prima — — du hast keine Ahnung.“

„Allerdings habe ich davon nur schwache Begriffe, sogar so schwache, daß es mir nicht einleuchtet, warum der arme Junge gerade am letzten Tage um acht Uhr mit der Reinschrift begangen muß.“

„Bis zwölf hat er mindestens noch zu tun, der Aufsatz ist diesmal so lang“, seufzt mitleidig die gute Mutter.

„Wann hat er denn angefangen?“ fragte ich teilnahmsvoll.

„Ja, er hätte eigentlich schon früher anfangen können, der Bengel, von heute zu morgen kriegen sie gewiß keinen Aufsatz auf, aber er hatte heute auch ausgerechnet noch eine Mathematikarbeit, und dann war doch am Nachmittag solch prächtiges Eislaufwetter...“

Indem ich warm mein Mitgefühl mit dem Opfer der heutigen Schulüberbürdung zum Ausdruck bringe, muß ich wieder meinen geplanten Besuch aufgeben.

Ein anderes Mal gehe ich zu meiner Schneiderin, die mir zu diesem Tage bestimmt mein Kleid versprochen hatte. Die Arme liegt krank zu Bett. Natürlich befindet mein Kleid sich noch in einem Zustande, der nicht entfernt an ein salonsfähiges Kleidungsstück kultivierter Menschenkinder erinnert. Ich wage ganz zart darauf hinzuweisen, daß ich bereits vor acht Wochen den Stoff vertrauensvoll in ihre Hände gelegt hatte in der ganz bestimmten

Zuversicht, das Kleid wenigstens zu diesem Tage dann auch fertig zu sehen.

„Ja, aber man kommt wirklich nicht dazu“, stammelt die Arme. „Heute hätte ich's ja bestimmt noch fertigbekommen, aber...“

Mit einem Kranken soll man nicht rechten. Betrübt schlich ich wieder von dannen, nur dem Gedanken nachhängend, warum denn gerade jene Arbeit bis auf die letzte Minute aufgeschoben werden muß. Ich nahm mir vor, es mir zum Grundsatz zu machen, daß ich von jeder mir gestellten Frist von vornherein vierundzwanzig Stunden abstreichen wollte, denn was kann sich am letzten Tage nicht alles dazwischendrängen, was wirklich die Einhaltung der Frist unmöglich macht!

In jenem bedauernswerten Zustande des ewigen Verheißens bin ich seitdem nie gewesen. Meine Vorbereitungen zu den Festen und Geburtstagen sind immer schon einen Tag zu früh fertig, und es bleibt an Arbeit nur gerade das unumgänglich Notwendigste, was ich mir sorgfältig auf Papier notiere, um nichts zu vergessen. Ich habe auch keinen Brief zum Geburtstage seitdem zu spät abgeschickt, weil er immer schon einen Tag früher fertig auf meinem Schreibtisch liegt. Meine Kinder dürfen grundsätzlich ihre Aufsätze nicht bis zur Abendstunde des letzten Tages aufschieben. Ich halte streng darauf, daß sie „vorarbeiten“, was irgend zu machen ist. Meiner Kusine Else oder meiner Schneiderin aber wage ich die gute Lehre nicht anzubieten, denn als Moralpredigerin will ich nicht gern verschrien sein.

Gertrud Westphal.

Eine zeitgemäße Frage.

Was sollen wir zu Weihnachten schenken? Es ist durchaus nicht immer leicht, sich mit dieser Frage abzufinden. Manchmal braucht es nahezu der Findigkeit eines geriebenen Privat-Detektivs, um das zu erforschen, was jemand gern zu Weihnachten hätte. Es gibt Menschen, welche absolut nicht dazu zu bringen sind, ihre Wünsche zu äußern. Auf alles Fragen und Drängen haben sie nur die Antwort, daß sie nicht vorher wissen mögen, was sie bekommen werden, daß gerade das Geheimnisvolle, Ungewisse reizvoll für sie — kurzum, daß sie überrascht werden möchten.

Und es ist wahr und richtig: der größte Reiz der Weihnachtsfreude besteht in der Überraschung. Was man erwartete, nachdem man Wünsche kundgegeben, das kann wohl mit Vergnügen empfangen werden, aber der eigentliche Zauber fehlt diesen Geschenken.

So weit wäre die Frage: „Was schenken wir?“ zunächst durch die Erkenntnis gelöst, daß es eine Überraschung sein soll, etwas, das der zu Beschenkende nicht erwartet, nicht vermisst hat bisher, das aber in dem Augenblick, da es ihm beschert wird, als höchst wünschenswert und willkommen begrüßt, das er von nun an nicht mehr missen möchte. Ein solches Geschenk ist eine rechte, echte Weihnachtsüberraschung, der Poesie des lieblichen Festes entsprechend.

Natürlich ist bei der Wahl dieses Geschlentes voranzusehen, daß der Geber den Geschmack, die Eigenart und das Alter des Empfängers möglichst berücksichtigt. Aber — wissenschaftlich und unwissenschaftlich — wird das manchmal unterlassen. Häufig kann man der Verführung nicht widerstehen, auf das zu verfallen, was einem selbst begehrenswert erscheint. Auch Eigensinn und Herrschsucht machen sich zuweilen bei den Weihnachtsgeschenken bemerkbar, und mancher will sogar erzieherisch damit wirken.

Meine Nichte wünscht sich freilich einen Fächer zu Weihnachten,“ hörte ich unlängst sagen, „aber das fehlte mir noch, Eitelkeit und Weltlust zu fördern! Ich werde ihr statt dessen ein durchaus praktisches Geschenk machen.“

Ob die Tante damit, wie sie beabsichtigt, den weltlichen Sinn ihrer jungen Nichte wandelt, ist wohl sehr in Zweifel zu ziehen. Eine freudige Weihnachtsüberraschung aber wird sie mit den derben, waschechten Schürzen keineswegs bereiten.

Ähnlich verfährt eine mir bekannte, ideal veranlagte Dame. Diese schickt ihrer auswärtig wohnenden Schwester allweihnachtlich — reizvoll in Tannengrün verpackt — gute Bücher verschiedensten Inhalts, in der Hoffnung, daß durch diese Lektüre doch endlich der Sinn für das Höhere, Bessere in dieser hausbadenen Hausfrauenseele geweckt werde! So wie ich die Empfängerin, eine viel geplagte Hausmutter, welche kaum mal einen Blick in die Zeitung wirft, kenne, werden die Bücher sein faulerlich auf die Seite gelegt, um ungelesen ein beschauliches Dasein zu führen, bis sie bei einer passenden Gelegenheit wieder verschenkt werden.

Ja, das liebe Weihnachtsfest steuert gewöhnlich auch sein Teil zu der Spezies jener wandernden Geschenke bei, welche rastlos von Hand zu Hand gehen, um sogar mitunter wieder an den Ausgangspunkt ihrer Rundreise zurückzukehren.

Wer seine Geschenke vor diesem Schicksal bewahren will, der versetze sich eingehend in die Eigenart und das Wesen des Empfängers, und danach wäge er.

Marie Goldsant.

Unsere Bilder

Die 750 Meter lange Donaubrücke bei Cernavoda. Die Straße Cernavoda-Constanza ist die einzige Eisenbahnlinie, die das Innere Rumäniens mit der Küste des Schwarzen Meeres verbindet; sie bezeichnet zugleich diejenige Stelle der Dobrudscha, wo deren Gebiet durch die Donau im Westen und das Meer im Osten am meisten eingeeignet ist. Beim Brückenkopf Cernavoda überquert dieser wichtige rumänische Schienenstrang mittels eines gewaltigen Kunstbaus die beiden Arme der Donau und die dazwischenliegende Sumpfinfel, die Balta. Vom westlichen Donauufer führt dieses Bauwerk zunächst über den linken Flußarm als Brücke, die in drei Spannungen eine Strecke von 420 m überwindet. Daran schließt sich ein 650 m langer Viadukt, das Anschlußstück zu dem festen Steindamm bildend, der das sumpfige Überschwemmungsgebiet der Balta durchschneidet. Ein zweiter Viadukt von 900 m Länge vermittelt die Verbindung mit der eigentlichen Donaubrücke, einem schlanken Eisengitterbau, der sich über den bedeutend breiteren rechten Hauptarm des Stromes in einer Länge von 750 m wölbt. Diese Eisenbrücke ruht auf sechs mächtigen Pfeilern, und von ihren fünf Bögen hat der mittlere eine Spannweite von 190 m, während die übrigen 140 m messen. Am Endpunkt des ganzen Bauwerkes liegt auf dem östlichen Donauufer, an eine niedrige Hügelkette geschnitten, in einem sumpfigen Tal das kleine Städtchen Cernavoda, (zu deutsch „Schwarzwasser“), das etwa 2500 Einwohner zählt.

Kommodore Michelsen, der Führer der deutschen Torpedokreuzer, die in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober aus der Deutschen Bucht durch die Straße Dover-Calais bis zur Linie Folkestone-Boulogne in den Englischen Kanal vorstießen und unmittelbar vor den feindlichen Häfen mindestens 11 Torpedodampfer und 2 bis 3 Torpedoboote versenkten. Mehrere andere feindliche Schiffe wurden schwer beschädigt. Kapitän z. S. Michelsen trat 1888 in die Marine ein; er gehörte den größten Teil seiner Laufbahn dem Torpedowesen an und hat sich im Weltkrieg das Eisenerz 2. und 1. Klasse erworben.

Gummi-Ersparnis im Weltkrieg. Zu den zahlreichen Ersparnissen, die wir der Absperrung während des Weltkrieges zu verdanken haben, gehören auch rund 190 Millionen Mark, die Deutschland alljährlich für Gummi an das Ausland zu zahlen hatte. Die erfindungsreiche deutsche Industrie hat an Stelle der für Heereszwecke beschlagnahmten Gummireifen Eisenbereifungen mit Stahlseereinlagen auf den Markt gebracht, die sich sowohl für Kraftwagen als für Fahrräder bewährt haben. Unsere Aufnahme zeigt ein Auto mit den neuen Reifen.

Kapitänleutnant Claus Hansen, der Führer des deutschen Unterseeboots U 41, das, wie erst jetzt bekannt wird, am 24. September 1915 in der Nähe der Scilly-Inseln von einem englischen Dampfer unter amerikanischer Flagge vernichtet wurde. Das U-Boot wurde zusammengebrochen, während es sich dem Dampfer näherte. Als sich der schwerverwundete Oberleutnant z. S. Crompton und der Steuermann Godau in ein Boot retteten, wurde dieses gerammt. Die Engländer ließen die beiden Schiffbrüchigen, die sich an den Bootstrümmern festhielten, über eine halbe Stunde im Wasser schwimmen; dann wurden sie in das Schiff geholt, wo sie ohne Hilfeleistung bis zur Ankunft des Schiffes in Falmouth in einen Deckverschlag eingesperrt wurden.

Allerlei

Bärtliche Vorsicht. Frau: „Lieber Heinrich, du bist doch warm angezogen?“ — Mann: „Weshalb frägst du denn darnach?“ — Frau: „Ja, denke dir, in vergangener Woche ist auf der Bahn ein Ochse ertrunken, also nimm dich in acht!“

Eine vorsichtige Verordnung. In dem Bayerisch-Pfälzer Intelligenzblatt von 1794 ist zu lesen: „Seiner Churfürstlichen Durchlaucht höchste Willensmeinung ist, daß kein Hausvater, weissen Standes er immer sei, den bei demselben wohnenden Studenten oder auch eigenen Söhnen einen Hausschlüssel in der Hand läßt. Winters um 8 Uhr, Sommers 9 Uhr sind die Wirts- und Kaffeehäuser zu räumen und die dort noch Anwesenden zu arrelieren. Der Vater des Arretierten ist vorzurufen und hat 6 Reichstaler zugunsten der Studenten-Armensasse zu zahlen.“

Abfällige Kritik. So sehr Devrient, der berühmte Schauspieler, auch Privatpersonen oder vielmehr Bekannten gegenüber Scherze liebte, so war er Kollegen gegenüber weniger liebenswürdig und gemüthlich. Wollten jedoch junge, unerfahrene Schauspieler ihm gegenüber etwas repräsentieren, so ließ er sie gehörig abfallen. Einst erfuhrte auch ein junger Witze um Engagement bei ihm. Er wußte, daß dieser Mensch von seinen Fähigkeiten nur prahlte, sprach, da dieser nichts weniger als talentiert war. Der Petent sprach nun mit stolzer Selbsterhebung: „Ich sage Ihnen, Herr Direktor, ich

habe stets nur die Könige gespielt, wie Hamlet, Lear und andere mehr.“ — „Das weiß ich,“ antwortete schnell darauf Devrient, „doch wundern mich, daß man Sie noch nicht wegen Majestätsbeleidigung belangt hat.“

Gemeinnütziges

Ein netter Scherzstrauß für Verwundete oder Feldgraue. Dieser eigenartige Strauß ist nur für Raucher bestimmt und wird in der Form eines runden Blumenstraußes in weißer oder farbiger Umhüllung gewunden. Die Blumen sind Zigarren, Zigaretten aller Größen und Arten, die man teils in Stanniol einwickelt, teils in ihrem braunen Gewande und mit einer hübschen Bauchbinde verzieren, verwendet. Bei Zigaretten muß das Goldmundstück nach oben kommen. Sämtliche Rauchkessel werden mittels feinen Blumenstraußes an Drahtseilen befestigt. Kleingeschnittene Rauchtabak für die Pfeife teilt man in ganz kleine Päckchen und umhüllt sie mit buntfarbigem Krepp- oder Seidenpapier, so daß sie im Strauße wie große Rosen wirken. Kleinere Blüten zum Füllen von Lücken stellt man aus gelben und roten Zigarrenbändern her. Als Mittelstück kann eine mehr oder minder kostbare Zigarren-Weerschaumspiße oder eine kurze Pfeife dienen, ebenso lassen sich noch Feuerzeuge verschiedener Art, kleine Schweden- oder Wachsreichtholzer-Schachteln, kurze bunte Kerzen u. a. m. in den Strauß mit einwickeln. Eine geübte Hand wird dem eigenartigen Strauß schon eine gefällige Form zu geben vermögen. Die zusammengefaßten Stiele werden mit Silberpapier umwunden. Dann flechtet man noch ein breites Band aus roten und gelben Zigarrenbändern, knüpft es zu flotter Schleife und steckt es an den Stiel. Man kann den Strauß auch in länglicher Form binden, was zum Verschicken ins Feld noch praktischer ist. Natürlich muß man beim Befestigen des Drahtes an den Zigarren und Zigaretten die nötige Vorsicht walten lassen, damit die Deckblätter nicht beschädigt werden. Der fertige Strauß sieht dann aber auch so allerliebst aus, daß er sicher dem Empfänger viel Freude bereitet, besonders wenn man noch einige launige Verschen mit einbindet und — vor allem — den Gesandten betreffend der Tabaksorten zu treffen weiß. M. Kn.



Aus Kindermund.
„Bei dir zu Hause ist es wohl immer sehr heiß, Daniel?“
„Warum denn, mein Junge?“
„Na, weil Vater doch gestern zur Mutter sagte, deine Frau heiße dir immer gehörig ein!“

Hafelnußmatronen. 200 Gramm ungebrühte, geriebene Hafelnußkerne, 200 Gr. gebrühte geriebene Mandeln, 400 Gr. Zucker, den Schnee von 5 Eiern. Die Man-

Auflösung.
B
MAI
SODEN
KNIEBIS
ROSENHEIM
EDELWEISS
MARIENBAD
TITISEE
EILIN
BEX
R
Bleche gelegt, bei harter Hitze rasch gebacken, damit sie inwendig noch feucht, oben aber hart sind.
Zuckerbrötchen. 1/4 Kilo Zucker rührt man mit 3 ROSENHEIM Eiern recht schaumig. Dazu kommen 1/4 Kilo geriebene EDELWEISS Mandeln, 20 Gramm gestoßener Zimt, 1 Messerspiße MARIENBAD gestohene Keilen und 1/4 Kilo Mehl. Dies rollt man fingerdick aus, macht schmale, längliche Stücke davon, legt dieselben auf ein mit Backs bestrichenen Blech und bäckt sie alsdann langsam schön gelb.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Homonymus in voriger Nummer:
Regen, Eiern, gerne, Regen, Eiern.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.